

Zeitschriftenschau.

A. Philosophische Zeitschriften.

1] **Archiv für die gesamte Psychologie.** Herausgegeben von W. Wirth. Leipzig 1921, Engelmann.

51. Bd., 1. und 2. Heft: **Fr. Herrmann, Der Einfluss des Kontrastes auf den Sukzessivvergleich innerhalb eines festen Reizsystems bei Augenmassversuchen. S. 1.** Ein besonders typisches Beispiel dieser Täuschphänomene ist folgendes: Ich hatte während der Reparatur meiner Taschenuhr die meiner Mutter etwa vier Wochen lang in Gebrauch, eine gewöhnliche Taschenuhr von 2,5 cm Durchmesser. Als ich später meine eigene wieder in Gebrauch nahm, hatte ich während mehrerer Tage die deutliche Vorstellung, sie sei grösser als vorher. Dieser Eindruck wurde hauptsächlich durch den Tastsinn ausgelöst. Die Gesetzmässigkeit der Schätzungsfehler weist auf ein Ueberwiegen des absoluten Eindrucks bei dem zuerst dargebotenen Reiz hin; liegt er unterhalb einer für den absoluten Eindruck indifferenten Normalgrösse, so wird das Urteil „kleiner“ begünstigt, im umgekehrten Falle das Urteil „grösser“. Das Ueberwiegen der Schätzungsfehler über die negativen und die Verschiebung des Indifferenzpunktes von der Mitte nach unten weist gleichmässig darauf hin, dass nicht nur die Abweichung von der mittleren Normalvorstellung nach oben stärker ausfällt als nach unten, sondern dass diese Normalvorstellung tatsächlich tiefer liegt als das arithmetische Gruppenmittel. — **Al. Müller, Beiträge zum Problem der Referenzflächen des Himmels und der Gestirne. S. 47.** Bisher ist das Problem noch wenig befriedigend gelöst worden aus zwei Gründen: Mangelhaftigkeit der Beobachtungen und Verkennen der psychologischen Erklärung. Diese Lücken suchte das Buch des Vf.s „Die Referenzflächen des Himmels und der Gestirne“ auszufüllen. Seitdem sind aber weitere Arbeiten darüber erschienen; sie werden hier untersucht und auf Kritiken über sein Buch wird geantwortet. Das einzige, was bis jetzt feststeht, ist, dass die Sehform der Gestirne und die Form des Himmelsgewölbes psychologisch in der Hauptsache zu erklären ist. Folgendes wäre noch zu leisten: es müssen systematische Beobachtungen angestellt werden: Der Sehraum muss genauer

untersucht werden, vor allem das Verhältnis von Sehform und Sehgrösse und die Beziehungen, die darin eingreifen; einzelne Probleme bedürfen eines neuen Studiums, besonders die Blickrichtung, die sicher einen Einfluss auf die Sehgrösse besitzt; ferner der Einfluss trüber Medien auf die Sehgrösse in einem Sehraum ohne Tiefenzeichen und beim Uebergang in einen andern Sehraum, die Abhängigkeit der Sehform von unserer Atmosphäre. — **A. Kirschmann, Der Metallglanz und die Farbe der Metalle. S. 90.** Das Wesentliche alles Glanzes ist parallaktischer Natur, nämlich wenn ein Teil des Lichtes so reflektiert wird, dass er von nicht in der Fläche gelegenen Punkten herzukommen scheint. Die Wahrnehmung des Glanzes setzt also ein parallaktisches Verfahren voraus, also ein sukzessives oder simultanes Beobachten von verschiedenen Stellen aus, was sowohl durch das Doppelaugen wie auch durch Ortsveränderungen des Auges oder des Objektes geleistet wird. Das von metallglänzenden Körpern zurückgeworfene Licht ist gar nicht an der Oberfläche reflektiert, sondern kommt aus mehr oder minder erheblichen Tiefen. Die Metalle sind nach unserer Annahme die durchsichtigsten, wenn auch nicht die leicht durchlässigsten aller Stoffe. Das von einer Metallfläche reflektierte Licht besteht zum grössten Teile aus Strahlen, die nach einfacher oder mehrfacher totaler Reflexion aus dem Innern der durchsichtigen Metallkrystalle wieder nach aussen gelangen. Haben die kleinen Metallteilchen eine Färbung, so muss sich das im reflektierten Lichte zeigen. Die Farbe des Goldes oder des Kupfers ist also die durch Absorption hervorgerufene Lokalfarbe eines durchsichtigen Körpers. Die Probe auf die Richtigkeit der Theorie ist leicht zu machen. Wenn der Metallglanz parallaktischer Natur ist und wenn die Metalle aus hochgradig durchsichtigen Teilchen bestehen, muss es möglich sein, mit Hilfe von nichtmetallischen, weniger stark brechenden durchsichtigen Stoffen metallischen Glanz zu erzeugen. Das ist denn auch durch Anwendung der Glimmerblättchen gelungen. Eine Probe solcher Pseudometalle kann beim Vf. jederzeit eingesehen werden. Auch die Natur produziert Aehnliches an Tierkörpern, in den metallisch glänzenden Harnsteinen. Die zahlreichen dünnen Schichten des Harnsteinsedimentes wirken genau wie unsere dünnen Glimmerblättchen. — **R. Beck, Beruht die gegenwärtige Vorstellung des Hochgebirges als schön auf einer Aenderung der menschlichen Ideen von Schönheit? S. 117.** „Die Alpen verdanken ihren Massenbesuch nicht einem Wandel der menschlichen Schönheitsvorstellung, sondern hauptsächlich sozialen, technischen und politischen Aenderungen“. — **Fr. Grossart, Das tachioskopische Verlesen unter besonderer Berücksichtigung des Einflusses von Gefühlen und der Frage des objektiven und subjektiven Typus. S. 121.** Die Untersuchung hat ergeben, dass das Verlesen ganz und gar nicht bloss auf Verkennung des visuellen Empfindungsinhaltes und den Einfluss des gesprochenen Wortes, also den der akustisch motorischen Emp-

findung zurückzuführen ist, sondern dass auch psychische Elemente ausschlaggebend mitwirken. Es traten zwei Typen zu Tage. Der objektive Typ sucht in erster Linie den visuellen Eindruck aufzunehmen. Er geht über ihn nur dann hinaus, wenn ihm tatsächliche Grundlagen gegeben sind, auf denen er aufbauen kann, und wenn diese Grundlagen von selbst leicht zu einem Worte führen. Er verhält sich also hauptsächlich passiv-beschreibend. Die Schwierigkeiten im Erfassen des Materials beschränken ihn darauf, dieses objektiv zu gruppieren und jene Schwierigkeiten nicht durch willkürliche Ausgestaltung der Wahrnehmungsbestandteile noch zu vergrössern. Der subjektive Typ dagegen will nicht bloss passiv das Dargebotene aufnehmen, er gibt sich vor allem auch dem anderen Teile der Aufgabe hin, die seiner Betätigung einen grösseren Spielraum lässt, das Apperzipierte zu einem Wort zu gestalten. Dementsprechend gibt er, wo es nur irgend möglich ist, ein Wort an. Kann er dies nicht erreichen, so beruhigt er sich doch nicht bei dem blossen visuellen Eindruck, sondern er sucht in der Pause nach Worten, die ihm entsprechen könnten, verhält sich also gerade dann besonders aktiv. Seine Reaktionsweise wird begünstigt durch einen grösseren Aufmerksamkeitsumfang, aber sie beruht nicht darauf. Denn gerade die Momente, bei denen das typische Verhalten am deutlichsten hervortritt, die Zeit unmittelbar nach der Exposition, hängen ja mit der Darbietung selbst, wo der Aufmerksamkeitsumfang eine Rolle spielen könnte, nur ganz lose zusammen. Deshalb bietet auch das quantitative Ergebnis noch nicht den reinen Ausdruck für die Stellungnahme, obwohl es ihr schon weitgehend entspricht, sondern erst die Selbstbeobachtung gibt den entscheidenden Aufschluss“.

3. und 4. Heft. Martha Noerz, Untersuchungen über das unmittelbare Behalten bei verschiedenen Darbietungsarten und über das dabei auftretende totale und diskrete Verhalten der Aufmerksamkeit. S. 205. 1. Der Einfluss der Darbietungsart zeigt sich beim unmittelbaren Behalten sowohl in den Leistungen als auch in dem Verhalten der Versuchsperson. 2. Bei der optischen Darbietung ist eine Anordnung, die das Material in Bewegung und an einer Stelle erscheinen lässt, ungünstiger als eine solche, die die Reihenglieder in Ruhe und räumlich nebeneinander darbietet. 3. Der günstige Fall der optischen Darbietung, die diese Punkte berücksichtigt, kommt zustande durch Vereinfachung der Augenbewegung — daher klarere visuelle Bilder — und durch Erleichterung der Lokalisation. Hierdurch wird eine grössere Tendenz gesetzt, auch visuelle Hilfen zu benutzen und es wird eine Aufmerksamkeit begünstigt, die sich auf die ganze Reihe erstreckt, weil die Reihenglieder nicht abgerissen, jedes als Einheit aufgefasst werden, sondern sich mehr aneinanderschliessen. 4. Die akustische Darbietung ist im Durchschnitt hinsichtlich der Leistung fast ebenso gut als die vorteilhaftere der beiden optischen Darbietungen; sie begünstigt in noch grösserem Masse

den Zusammenschluss der einzelnen Glieder. 5. Für den Akustiker ist die akustische Darbietung günstiger als für den visuellen Akustischen. Dagegen scheint für den Reinvisuellen die akustische Darbietung günstiger als die optische Darbietung, denn die Auffassung und Reproduktion von visuell Dargebotenen erfordert auch für die Visuellen einen grösseren Aufwand von Energie, als wenn die Darbietung akustisch erfolgt. 6. Bei der akustischen Darbietung ist der Uebungseinfluss weniger als bei der optischen Darbietung. Die Leistungen sind von vornherein besser. 7. Buchstabenmaterial (Konsonanten) ist bei optischer Darbietung ungünstig, weil die Aehnlichkeit der entsprechenden Vokale störend wirkt. Der Akustiker wird mehr davon betroffen als der Visuelle. — 1. Im Verhalten unserer Aufmerksamkeit (A.) zeigen sich charakteristische Merkmale der Art, dass eine Gegenüberstellung von totaler und diskreter A. gerechtfertigt erscheint. 2. Als spezifische Merkmale der totalen und diskreten A haben sich ergeben. Bei der totalen A. a) Die A wird bei der Einstellung mehr auf die Reihe als Ganzes als auf die einzelnen Glieder gerichtet; letztere werden nicht mit maximaler Konzentration, sondern so erfasst, dass sie sich nicht sehr herausheben. b) In der Auffassung schliessen sich die Empfindungen, die die einzelne Silbe auslöst, eng aneinander. c) In jedem Moment der Auffassung werden die vergangenen Silben festgehalten, hierfür und für die kommenden Silben muss Energie disponibel bleiben. d) In der Pause sind alle Silben als eine Einheit gegeben, und diese Einheit kann überblickt werden. . . . Bei der diskreten A. a) Die A richtet sich mit maximaler Konzentration auf jedes einzelne Element ohne Rücksicht auf die anderen; bei jeder neuen Silbe findet ein neuer A-Akt statt. b) Zwischen jedem A-Akt ist ein Intervall, welches entweder als leer aufgefasst wird, oder anderweitig ausgefüllt ist. c) In der Pause ist die Reihe nicht erhalten. Die charakteristischen Merkmale des unmittelbaren Behaltens treten bei der diskreten A stets zurück. — **Th. Lehmann, Zur Psychologie des Vergleichs kurzer Zeiten. S. 277.** Katz hatte gefunden, dass in vielen Fällen des Vergleichs kurzer Zeiten die Wertung des zweiten Intervalles (J) für das Urteil bestimmend sei, wenn auch vom ersten Intervall im Bewusstsein nichts mehr vorzufinden sei. Benussi hielt dies für unmöglich. Aber Lehmann fand auch: Werden geräuschbegrenzte leere Zeiten von der Grösse der a-J wiederholt zur vergleichenden Beurteilung geboten, so ist nachweislich bei den Versuchen in zweiter Lage das Urteil in den meisten Fällen auf das Versuchsreizerlebnis gestützt. . . Als Urteilsgrundlage dient in diesen Fällen nicht eine reine Zeitgrössenwahrnehmung — sondern vielmehr gewisse sinnfällige Nebeneindrücke, von denen die wichtigsten den verschiedenartigen Grund der Verschmelzung oder Auflösung des Grenzgeräuschkomplexes betreffen. Die letzten Versuche lassen keinen Zweifel mehr zu, dass die an die Vergleichsintervalle geknüpften Erlebnisse allein die Grundlage für das „Vergleichsurteil“

abgeben, ohne dass damit eine Abnahme der Unterschiedsempfindlichkeit verbunden gewesen wäre, ohne dass irgendwelche Bewusstseinsgegenwart des früher erlebten Hauptintervalls nachzuweisen gewesen wäre und ohne dass irgendwelches Nebenvergleichen eine Rolle gespielt hätte. —

E. Czuber, Zur Theorie der linearen Korrelation. S. 310. Beurteilung der Zuverlässigkeit mathematischer Formeln. — **W. Wirth, Bemerkungen zu der vorangehenden Abhandlung. S. 334.** Keine Polemik, sondern Erklärung, „da alle Ueberlegungen über Unsicherheitsmasse Stückwerk und nur entfernte Annäherungen sein werden“. — **Maria Tittel, Ueber Ausgleichung und Kontrast im Tongebiet. S. 353.**

Die Versucherin arbeitete mit drei Gabeln, einer induzierenden, einer Normal- und einer Vergleichsgabel und fand: Wie auf allen anderen Sinnesgebieten so sind auch auf den akustischen Ausgleichungs- und Kontrasterscheinungen zu beobachten, Ausgleichung, wenn das Intervall J-N kleiner, Kontrast, wenn es grösser ist als die Oktave. Diese Regel erfährt eine Ausnahme, wenn reine Konsonanzen musikalischen Personen dargeboten werden. Dann tritt nochmals Ausgleichung ein: Die Induktion ist im Gebiete der Ausgleichung grösser als in dem des Kontrastes. Bei Tönen, die dem Normalen benachbart sind (Sekunde, Terz) erreicht die Ausgleichung ihr Maximum, bei Quart und Quint ihr Minimum. Die absolute Grösse der Induktion ist der Höhe der Tonlage proportional, wächst also mit zunehmender Schwingungszahl des Normaltones. Die Induktion ist zentral, nicht peripher bedingt. — **Alexius Meinong, Auguste Fischer. S. 382.** „Wer gar das Glück gehabt, zu seinem engeren Freundeskreis zu gehören, wer seine Warmherzigkeit gefühlt, seinen Seelenadel, seine Charakterstärke und makellose Reinheit erkannt hat, dem ist dieses Glück unverlierbar auch jetzt, trotz des unermesslichen Leides, das sein Tod über uns gebracht hat; denn sein Wesen hat in unseren Herzen so festen Boden gefunden, dass es in uns lebendig ist und lebendig bleibt, so lange unser Leben währt“. — **Anna Berliuer, Bestimmung der Zuverlässigkeit bei der Methode der relativen Stellung mit besonderer Berücksichtigung der Werbeforschung. S. 290.** Da die Rangordnungsmethode auch praktisch vielfache Anwendung findet, prüft die Verf. ihre Zuverlässigkeit auf mathematischem Wege. — **Anna Berliner, Zusammenhang zwischen ästhetischem Wert und Wiedererkennen. S. 401.** „Wir können nicht verkennen, dass die Korrelationen sehr verschiedener Grösse sind. Sie erlauben in ihrer Gesamtheit nur den Schluss, dass unter gewissen Umständen die ästhetisch höher stehenden Karten von der Gruppe besser erkannt werden als die ästhetisch minderwertigen“.

2] Archiv für systematische Philosophie. Herausgegeben von L. Stein. Berlin 1921, Simion.

26. Bd., 1. und 2. Heft: L. Stern, Kultur und Rasse. S. 1.
Der amerikanische Anthropologe Franz Boast von der Kolumbia-Universität

New-York hat ein grundlegendes Werk *The Mind of Primitive Man* 1914 veröffentlicht, das auf reichhaltigstes Material gestützt das Rassenproblem entscheidend löst. Er räumt gründlich mit dem allgemein verbreiteten Vorurteil von „auserwählten“ Rassen auf. Selbst den Europäern versagt er eine Ueberlegenheit der Kulturerzeugung auf Grund vererbter Fähigkeiten. „Geschichtliche Ereignisse sind ungleich wichtiger für die Rassenentwicklung gewesen als Begabung, und es folgt daraus, dass die Leistungen der Rasse nicht als Maßstab ihrer erblichen Begabung benutzt werden dürfen. Ihm schliesst sich Stern in seiner „Soziologie“ an. Rasse ist ihm kein existierendes Wesen, sondern ein blosses »Memorandum für das Gedächtnis«, eine denkökonomisch geforderte Begriffsbildung zum Zweck der Zusammenfassung vieler Einzelwesen mit übereinstimmenden Merkmalen, um sie von ähnlich gearteten Wesen mit abweichenden Merkmalen unterscheiden zu können. Solche Eigenschaftsbezeichnungen (Attribute) sind unentbehrliche Beihilfe der klassifikatorischen Begriffsbildung.“ — **A. Brugmans, Etwas über Wahrheit, ihre immanenten Kriterien, transzendente Bedeutung und transzendenter Grund. S. 9.** Wahrheit ist psychologisch Uebereinstimmung mit unserer Ueberzeugung. Geschichtlich zeigt sich, dass das Uebereinstimmungselement ein in die Augen fallendes Merkmal ist. Es ist auch ein Kriterium der Wahrheit, aber sehr überschätzt worden. Als solches setzt es die Möglichkeit voraus, dass die wahre Vorstellung mit ihrem Gegenstand verglichen werden kann. Darum ist auf die Uebereinstimmung das Gewicht zu legen. Aber sie reicht nicht aus, es muss hinzugefügt werden: „Die Erinnerungsvorstellung stimmt überein mit der Wahrnehmung, auf die sie sich bezieht; die Kriterien der Wahrheit sind immanent. Wenn wir von dem Wahrheitscharakter eine Vorstellung haben, werden wir versuchen, die Wahrnehmung aufs neue zu erleben. Die Wahrnehmung ist jetzt transzendent, wir wünschen sie immanent zu machen.“ — **Joh. Wegener, Psychologische und erkenntnistheoretische Vorbemerkungen zur Religionsphilosophie. S. 37.** „Die religiöse Gewissheit entspricht also einer Forderung, nicht einer Prüfung, das religiösgestimmte Psychische hat auch kein Interesse an der Wahrheit als solcher, sondern nur an einer durch Gefühlsmomente geforderten Wahrheit. Baut sich diese Forderung auf solchen Gegebenheiten auf, so kann doch aus ihr die sinnliche Gegebenheit der Objekte nicht hergeleitet werden. Die Gemeinsamkeit und Notwendigkeit ist hier dem gemeinsamen Interesse an der Erhaltung von Werten gleichzusetzen . . . Die Aussagen über die religiösen Objekte sind demgemäss schwankend und widerspruchsvoll. Trotzdem wird man sich hüten müssen, aus diesem Sachverhalt Folgerungen herzuleiten, welche die Grenzen der wissenschaftlichen Denkbarkeit überschreiten.“ — **Al. Lampl, H. Taine und die Aesthetik der Zukunft. S. 55.** Die herrschende Aesthetik mit ihrer unfruchtbaren, uferlosen atomistischen Psychologie sucht die der Philosophie

des Schönen entgegengebrachte Skepsis zu überwinden. Ein um so geeigneteres Mittel, alle Bedenken zu zerstreuen, dünkt uns das Studium der Taineschen Kunstphilosophie zu sein. Diese wird auch die Grundlagen und ausser den Grundlagen noch sehr viele Bausteine zum Gebäude der Zukunftsästhetik liefern. Ferner wird von ihr die Zukunftsästhetik als wichtigstes Mittel der Forschung die psychologische Interpretation der historisch gegebenen Kunstphänomene übernehmen. Die Grundlagen der Taineschen Aesthetik sind in der Definition des Wesens des Kunstwerks zu suchen, sie hat zwei Seiten: eine sachliche und eine historische. Nach beiden Seiten hin ist sie die Fortentwicklung der klassischen deutschen Aesthetik und deren Ideenlehre, gemäss welcher ein Kunstwerk den Zweck hat, das Wesen (die Idee) eines Gegenstandes deutlicher hervortreten zu lassen, als es (sie) an dem wirklichen im Leben oder in der Natur vorkommenden Gegenstand erkennbar ist. Nach der historischen Seite ist die Tainesche Wesensbestimmung des Kunstwerks die Weiterentwicklung der Lehre Hegels, gemäss welcher die einer bestimmten Zeitperiode eigentümliche Kunst eine Form der Manifestation der Idee dieses Zeitalters ist, der Idee, welche sich auch in allen anderen Manifestationen, dem Staat, der Religion oder Philosophie offenbart. Dass aber Taine das Kunstwerk als Wirkung der allgemeinen Lage als Ursache hinstellt, hält der Vf. für unrichtig, und diesem Grundirrtum entspringt der zweite, welcher in der Meinung enthalten ist, dass der Künstler den herrschenden Typus Mensch darstellt, weil er der anziehendste, wichtigste und sichtbarste ist, denn mit diesen Worten wird ausgesprochen, dass der herrschende Typus Mensch dem Künstler entgegentritt als Objekt, dass er in ihm ein Objekt darstellt, was unrichtig ist. Der Zusammenhang des Kunstwerkes ist ein anderer, ihn legt nun der Vf. dar an dem Rubensschen Bild: Die Kirmes. — Rezensionen: Logik-Literatur, systematisch besprochen von Dr. K. F. Endris Stuttgart.

3] Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen.

Herausgegeben von K. Marbe. Leipzig 1920, Teubner.

V. Bd., 5. Heft: K. Lutz, Beiträge zur Psychologie: Abrichtung des Diensthundes. S. 257. Erfahrungen, die der Vf. als aufsichtsführender Offizier über die Sanitätshunde und als Führer der Kriegshundeschule in einer Meldehundestaffel gemacht hat. Der Hund kann den Menschen wichtige Dienste leisten 1. wegen seines feinen Geruchssinnes und seiner grossen Fähigkeit zur Bildung von Assoziationen und ihrer Reproduzierung, 3. seines Herdentriebes, wodurch seine Anhänglichkeit an den Menschen bedingt ist, der an die Stelle des Artgenossen insbesondere des Leithundes tritt, 4. wegen seiner Raubtierinstinkte, die ihn als Jagdhund geschätzt machen. Er wird ausserdem verwandt als Wachhund, als Schutz- und Begleithund, als Spürhund, als Meldehund, als Sanitätshund, als Kampf-

hund, als Ziehhund, als Blindenführer. Der Sanitätshund durchstöbert ein unübersichtliches Gelände und zeigt liegende oder sitzende Menschen (Verwundete) an. Er „verweist“ 1. durch Verbellen, 2. durch Ueberbringen eines Gegenstandes des Verwundeten oder eines „Bringsels“, eines Leders, das der Verwundete an sich trägt. Durch den Krieg hat das Diensthundewesen einen ungeahnten Aufschwung genommen. Die heutige Behandlung der Kynologie durch Liebhaber und Sportmänner hat sich als unzulänglich, ja als schädlich erwiesen, weil bei ihnen die Objektivität und die psychologische Durchbildung fehlt. Die von diesen Tierfreunden behaupteten intelligenten Leistungen konnten bis heute bei Kriegs- und Diensthunden nicht nachgewiesen werden. Künstliche Assoziationen konnten alle Leistungen erklären.